

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 114. Bromberg, den 21. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(26. Fortsetzung.)

Ref betrachtete in dieser Zeit oft heimlich und mit Sorge seine Frau. Sie schien ihm sehr verändert und wie abwesend im Geist. Irgend etwas bewegte sie, von dem er nichts wußte. Manchmal schien sie ganz verdunkelt und traurig, an anderen Tagen aber wie von einer tiefen inneren Fröhlichkeit strahlend. Was verbarg sie? Ref und Helga waren nicht gewöhnt, einander auszufragen. Jeder öffnete sein Herz, wenn die Zeit dazu kam. Aber noch nie hatte Helga so lange geschwiegen über etwas, was ihr Herz so sichtbar bewegte. Jeden Tag ging sie in den großen Dom von Roeskilde. Er war weit prächtiger noch als der von Nidaros, mit hohen Türmen, die gen Himmel wiesen, innen rot, blau und golden, mit gewaltigen Pfeilern, und Fenstern aus buntem Glas. Mächtig dröhnten die Glocken jeden Morgen und Abend über die Stadt, und alles Volk blieb stehen, wo es gerade stand, nahm die Mütze ab und neigte das Haupt, betend zu dem unsichtbaren, allgegenwärtigen Gott.

Eines Nachts, als Helga und Ref nebeneinander ruhten, schob sie ihre Hand herüber und suchte nach seiner Rechten. Er faßte die Hand und zog Helga dichter heran. Er hatte schon eine Weile auf ihr leises Weinen gelauscht. Jetzt wollte er sie umarmen, aber sie stemmte ihm die Hände gegen die Brust, legte ihre Rechte auf sein Herz und dann sprach sie in die Dunkelheit.

„Nun fürchte ich, Ref, daß etwas zwischen uns getreten ist, was uns für immer trennen kann."

„Nichts kann uns trennen", sagte Ref.

„Es trennt mich ja von Vater und Mutter!" sagte Helga. „Es trennt mich ja von mir selber, wie ich bisher war. Es ist mir, als sei ich eine andere geworden, und doch hat es mich so überwältigt, daß kein Widerstand mehr half. Ich will die Taufe nehmen, Ref, die Taufe des neuen Glaubens."

Ref schwieg und drückte nur ihre Hand fester gegen sein Herz. Auch Helga schwieg eine Weile und atmete schwer, dann aber fuhr sie fort mit einer leisen feierlichen Stimme. „Immer war Streit auf der Erde, Mord und Totschlag der Männer. Allvater aber erbarmte sich und sandte seinen Sohn. Arm kam er und klein, im heiligen Stalle unter den Tieren. Nur seine Mutter war bei ihm und Hirten von dem Feld, und Engel sangen vom Himmel herab: Friede auf Erden. Er wurde groß und wanderte hin und her in seinem Lande Jerusalem und verkündete allen die neue Botschaft: Friede auf Erden. Aber die Menschen wollten damals die Botschaft nicht hören, wie auch wir sie nicht hören wollten. Sie schlugen ihn ans Kreuz und töteten ihn. Als könne man Gottes Sohn töten. Sie legten ihn in das Grab, aber er hob die Steine vom Grab und stand auf mit einem neuen strahlenden Leibe. Viele sahen ihn. Alle, die an ihn glauben, werden so auferstehen. Nein, nicht als Trolle und böse Geister gehen die Toten nach ihrem Leben herum, sondern alle, alle, die an ihn glauben, den Auferstandenen, versammelt er um sich im himmlischen Saal. Dorthin fuhr er vor den Augen der Seinen, sichtbar auf goldener Wolke. Alles ist aufgeschrieben in heiligen Büchern. Davon singen und sagen die Priester, und vieles weiß man noch von seinen Taten und Worten. Wie könnte man das erfinden? Und stünde es nirgends auf Papier oder Pergament, innen im Herzen antwortet alles in mir: Ja, ja. So ist es!

Meine Mutter starb einen bitteren Tod, und mein Vater floh aus der Heimat, weil sie diese Lehre nicht annehmen wollten. Aber nun ist die Botschaft zu uns gekommen, und wenn wir beten und glauben, können wir auch jene erlösen, die nicht verstanden, was man sie lehrte."

„Mit Feuer", sagte Ref hart.

„Ja, mit Bosheit", sagte Helga. „Nicht der ist ein Christ, der getauft ist und doch bleibt, wie er war, böse und gewalttätig. Auch jene, die uns verfolgten, verstanden die Botschaft nicht. Aber mir ist, als hätte ich sie schon immer gewußt. Verborgen lebt sie in uns. Nur wecken muß uns die Stimme Gottes, die ruft: Friede auf Erden und ein Wohlgefallen allen Menschen!"

„Das mag man wohl einen Traum nennen", sagte Ref, „daß alle Menschen einmal gut würden und man Wohlgefallen an ihnen haben könnte. Ein großes Vorhaben in einer solchen Welt."

„Es muß auch alles verwandelt werden", sagte Helga. „Soviel vernahm ich."

„Wenig habe ich über alles das nachgedacht", sagte Ref, aber dann berichtete er ihr, was König Knut darüber mit ihm gesprochen hatte.

„Nun schäme ich mich fast", sagte Helga.

Am anderen Morgen ging Ref zum König und bat ihn, ihm einen Priester zu nennen, der ihn und die Seinen im Glauben der Christen unterweisen könnte. König Knut wies ihn an seinen Hofkaplan, einen Deutschen, Adalbert, einen Mann aus einem alten edlen Geschlecht. Alles hatte er aufgegeben, um des Glaubens willen. Er war ein noch junger Mann, aber ganz entflammt von seinem Amt und nicht so obenhin, sondern bis ins innerste Herz verbrannt und umgeschmolzen.

Am Weihnachtsfest wurden Ref und die Seinen, Helga und die drei kleinen Söhne, Ziehbruder Thormod und Bolli Hackenase, Eyvind Schmied und alle, die mit Ref gefahren waren, getauft. „Wir wollen auch in dieser Sache zusammenstehen", sagte Bolli. „Wenn Gefahr dabei ist, so werden wir sie leichter miteinander überwinden."

König Knut selber übernahm die Patenschaft für alle und schenkte einem jeden ein schmales goldenes oder silbernes Kreuz, jedem nach seiner Bedeutung. Nur Helga trug es fortan immer am Halse. Die Knaben wußten noch nicht, was mit ihnen geschah. Die Männer legten ihr Gelöbnis ab, wie einen Eid auf einen neuen König, ernst und bedächtig. Nur schade, daß man ihn nicht selber sah, so wäre alles einfacher und klarer gewesen. Aber da war ja sein Stellvertreter auf Erden. Ihm fühlten sie sich verpflichtet. Von

ich gegen ihn, den soviel Stärkeren, nicht aufkommen konnte, steckte ich den Schlag schweigend ein, sann aber auf Rache.

Brammer steckte gerade ein dickes Bündel Banknoten in die Tasche, als aus der Ecke, wo der tote Cruschmann lag, eine Stimme laut wurde: „He, du vergißt meinen Anteil!“

Alle fuhren entsetzt zusammen und blickten nach der Leiche. Brammer trat auf sie zu, sah sie lange an, kam dann wieder an unseren Tisch und sagte mit einem Lachen, das sehr wenig echt klang: „Wir sind ja nicht ganz munter. Das hörte sich ja eben gerade so an, als ob . . .“

„Brammer, hörst du nicht? Ich verlange meinen Anteil!“

Diesmal war kein Zweifel möglich, jeder hatte deutlich die aus der Ecke kommenden Worte gehört. Brammer war vor Angst grün im Gesicht, er wollte erst davon stürzen, beherrschte sich dann aber, setzte die Rumflasche an, leerte sie beinahe zu einem Drittel und sagte mit rauher Stimme:

„Ich lasse mir nicht nachsagen, daß ich mich vor einem Toten fürchte“, nahm einen dicken Knüppel und ging auf die Leiche zu, gerade als aus der Ecke wieder die schreckliche Stimme sagte: „Nun, Brammer, bringst du mir jetzt meinen Anteil?“

Mit einem fürchterlichen Hieb zerschmetterte Brammer dem Toten den Schädel, aber es half ihm nichts. Wieder hörten wir deutlich immer von neuem: „Ich will meinen Teil haben; Brammer, gib mir meinen Anteil!“

Das war zuviel für den vor Furcht beinahe Irrsinnigen. Er fiel an der Leiche nieder, erhob sich dann und stürzte hinaus. Noch am gleichen Tage wurde er als Tobsüchtiger festgenommen und in die Anstalt eingeliefert.“

„Das ist ja fürchterlich, Sotter“, meinte der Rechtsanwalt. „Aber wie war das möglich? Der Tote konnte doch nicht sprechen. Woher kam die Stimme?“

Im nächsten Augenblick erhob er sich so hastig von dem Schemel, auf dem er saß, daß dieser umfiel. Aus der Ecke der Zelle klang eine eigenartig heisere, gedämpfte Stimme. Erschreckt vernahm der Anwalt die Worte: „Brammer, gib mir meinen Anteil!“

Sotter lachte laut auf, drückte seinen Rechtsbeistand wieder auf den Schemel nieder und sagte:

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich hätte Ihnen vorher sagen sollen, daß ich früher als ausgezeichneter Bauchredner galt. Ich war schon immer auf Brammer nicht gut zu sprechen, Sie verstehen: Weibergeschichten und so. Der Kinnhaken in jener Nacht machte mich nun einfach rasend, und ich beschloß, mich zu rächen. Als Werkzeug meiner Rache diente mir der tote Cruschmann. Allerdings so weit wollte ich es nicht kommen lassen. Es wäre auch für mich besser gewesen, denn nun bin ich letzten Endes selbst der Hereingefallene. Brammer wäre sicher gleichfalls verhaftet und hätte dann, wäre er bei Verstand gewesen, mich und die beiden anderen retten können. Jetzt kommt das nicht mehr in Frage. Meine Rache hat eben zwei Opfer gefordert; daß ich das eine davon bin, ist mein persönliches Pech.“

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Ludwig Uhland.



Bunte Chronik



Millionenregen über Albanien.

Acht Jahre hat es gedauert, bis die 700 Millionen des Armeniers Ilia Amirhanian endlich an den Mann — genauer gesagt: an die Frau gebracht werden konnten. Jener Asiate, der bereits vor 58 Jahren im indischen Madras das Zeitliche segnete, hatte in seinem Testament bestimmt, seine Hinterlassenschaft solle erst 50 Jahre nach seinem Tode an den oder die gesetzlichen Erben ausgeliefert werden. Nicht eher dürfe das Gericht von Madras die Nachforschungen nach den Persönlichkeiten der Glücklichen aufnehmen. Nach achtjähriger Suche hat man nun festgestellt, daß eine inzwischen 84 Jahre alt gewordene Frau, die in Alexandrien in großer Armut lebt, die alleinige Erbin des Riesenvermögens wird. Da es ein albanischer Rechtsanwalt war, dem es nachzuweisen gelang, daß die Greisin die Schwiegertochter des Armeniers ist, erwartet das balkanische Ländchen eine ausgiebige Befruchtung durch den Millionenregen aus Indien.

*

* **Amerikanische Spenderekorde.** Das Aufstellen von Rekorden ist bekanntlich eine typisch amerikanische Angelegenheit. Sie hat auch ihre gute Seite, denn der den meisten Menschen eigene Sinn, sich irgendwie hervorzutun und in der Öffentlichkeit bekannt zu werden, wird dadurch gesteigert. Das Wetteifern der amerikanischen Millionäre auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und der Kulturförderung wurde gleichfalls durch die Rekordmanie bedeutend gefördert. Ein vor kurzem in Amerika erschienener Rekord-Almanach bringt darüber aufschlußreiche Einzelheiten. Die Zahl der amerikanischen Millionäre, die im Laufe der letzten Jahre große Summen für wissenschaftliche und wohltätige Zwecke gespendet haben, ist sehr groß. Darunter befinden sich viele Namen, die außerhalb der neuen Welt gar nicht bekannt sind. So z. B. stiftete ein gewisser Mac Faden für Kinder- und Wöchnerinnenheime 20 Millionen Mark. Frau Stevenson vermachte der Kunstschule in Cleveland vier Millionen Mark und Albert Coopenheimer bedachte in seinem Testament die Universität Chicago gleichfalls mit einem Betrage von vier Millionen Mark. Im Jahre 1931 stand traditionsgemäß Rockefeller unter allen Spendern an erster Stelle. Er stiftete der Universität von Paris acht Millionen Mark, die freilich von dieser nicht angenommen wurden, da die vom Spender gestellte Bedingung französischerseits nicht erfüllt werden konnte. Rockefeller verlangte nämlich, daß ein gleicher Betrag von acht Millionen Mark auch in Frankreich der Pariser Universität gestiftet wird. Sechs Millionen Mark hat Rockefeller dem Fonds der Arbeitslosenunterstützung überwiesen. Die amerikanischen Erdölmagnaten spendeten im Laufe des Jahres verschiedenen kulturellen und wohltätigen Vereinen mehr als 40 Millionen Mark. Das ausgiebigste Spenden- und Stiftungsjahr war 1929, in dessen Verlauf die gewaltige Summe von etwa insgesamt 100 Millionen aufgebracht wurde. Die folgenden Jahre wiesen in dieser Beziehung einen Rückgang auf, und in der letzten Zeit scheint der Spendeeifer in Amerika infolge der Verschärfung der wirtschaftlichen Krise rapid abzunehmen.



Rätsel-Ecke



* **Der Kenner.** „Wen stellt denn dieses Bild dar? In der Tat ein entzückendes Porträt aus dem vorigen Jahrhundert.“

„Ihr Kunstverständnis in allen Ehren, aber das bin ich!“

* **Kleines Mißverständnis.** „Wie geht es Bollmann?“
„Hat ein großes Haus unter sich.“
„Ist er denn Direktor?“
„Nein, Dachdecker“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.

ihm erwarteten sie auch weitere Belehrung, damit sie alles richtig erfüllen möchten, was der himmlische König verlangen konnte. Helga aber war wie eine Braut, einem neuen, unsichtbaren Bräutigam verlobt mit einer reinen, innigen unvergänglichen Liebe, in die sie alles, Ref und ihre Knaben, Lebende und Tote, Mensch und Tier und das ganze rätselhafte Weltall, einschloß. Es war nicht mehr unheimlich auf der Erde. Es war Gottes Haus, Haus des Vaters und des Sohnes, angefüllt mit heiligem Geist, zur lieblichen Wohnung bestimmt seinen erlösten Kindern.

*

Unterdessen verhandelte Ref mit mehreren Hofbesitzern über einen Hofkauf. Es endete damit, daß er jenem Bauern Svend, an dessen Gehöft sie zuerst gelandet waren, seinen Hof und sein Land abkaufte. Svend war ein alter Mann, auch seine Frau war alt, und sie hatten keine Kinder. Sie zogen nach Roeskilde, zu bequemerem Leben, und übergaben Hof und Land, Vieh und alles Ref, mit des Königs Zustimmung. Die Wälder, die nahe bei dem Hof lagen, waren Königsland, und Knut schenkte Ref manchen guten Wald als Gegengabe für die Falken und Eisbären und die anderen Geschenke, die Ref ihm gebracht hatte. „Du hast drei tüchtige Söhne", sagte Knut, „vielleicht habe ich einmal an ihnen brauchbare Gefolgsleute."

Im Frühjahr zog Ref auf seinen Hof. König Knut aber machte sich auf seine Romreise.

Das Land, das nun Ref gehörte, lag auf einer mächtigen Halbinsel. Rings umfaßte das Meer die Wälder und Äcker und Weiden. Es war der Nordwestzipfel der Insel Seeland. Seit jener Zeit heißt es dort Refsnäs.

Ref hatte im ersten Frühjahr auf dem neuen Besitz viel zu tun, die Felder zu bestellen, Vieh zu kaufen und alles einzurichten. Er war vom Morgen bis zum Abend unterwegs und ordnete alles wie ein alter Bauer. Thormod setzte er über die Äcker, Bolli Hackennase über die Wälder, Buckel über das Vieh, und so gab er jedem nach seinen Fähigkeiten Aufgabe und Arbeit. Refsnäs war ein großes Gut und brauchte viel Knechte und Mägde. Helga hatte genug zu tun, das Haus zu verwalten. Aber sie ging immer fröhlich herum, eine gute Hausmutter unter ihrem Volk. Buckel fand, sie sei noch schöner geworden, wenn das möglich gewesen.

„Das neue Land hat dich verjüngt, liebe Schwester", sagte Thormod. „Aber mich faßt manchmal eine Sehnsucht nach der Heimat."

„Hier ist fortan unsere Heimat", sagte Helga, „solange wir auf Erden sind."

Thormod aber schüttelte den Kopf, zweifelnd und bedenklich.

*

Im nächsten Sommer kam böse Botschaft. König Olaf der Dicke und König Önund von Schweden hatten erfahren, daß König Knut nicht in seinem Lande war. Sie brachten jeder eine große Flotte zusammen und fuhren von Norden und von Osten her an die dänischen Küsten und heerten, raubten und brannten weit in das Land hinein. Vom Norden kam König Olaf mit seinen Schiffen „Wisent", „Langwurm" und „Drache" und mit vielen Langschiffen. Von Osten und von Süden, durch den Öresund, kam die Flotte König Önunds. König Olaf suchte zuerst die Küsten von Jütland heim, und viel Volk wurde erschlagen oder gefangen auf die Schiffe geschleppt. Zu plötzlich kam der Überfall. An einen Widerstand war nicht zu denken.

Als Ref von dem Heereszug des dicken Königs hörte, rüstete er alles zur Flucht in das Innere von Seeland. Er hatte nicht vor, König Olaf zu begegnen. Aber wider Erwarten blieben sie in diesem Sommer verschont. Als König Olaf erfuhr, daß König Önund im Osten von Seeland heerte, beeilte er sich, mit seiner Flotte zu ihm zu stoßen. An einem trüben, diesigen Tag sah Ref die Schiffe der Norweger weit draußen im Meer nach Osten segeln. Jeden Augenblick konnten sie auf das Land zu halten. Aber sie blieben auf ihrem Kurs und verschwanden zuletzt hinter der Halbinsel von Odde auf der Straße nach Roeskilde. Später erfuhr Ref, daß die beiden Könige sich vereinigt hatten, daß sie anfingen, Seeland mit ihren beiden Heeren zu durchziehen und daß sie sich überall von den Bewohnern Treue geloben ließen. Sie wollten die Insel ganz in ihre Obhut nehmen und König Knut entreißen.

Darüber kam der Winter, und die Wege wurden schlecht. Das Meer fror zu. Die Flotten der beiden Könige lagen vor Roeskilde. Von Knut war nichts zu hören. Erst nach Weihnachten kamen Boten von Fünen über das Eis und meldeten, daß König Knut in England eine große Flotte rüste und daß alle die Seinen in Treue aushalten möchten. Er werde niemanden im Stiche lassen.

Es war ein harter, bitterer Winter für Ref, immer voll Drohungen und Gefahr. Es sah nicht so aus, als wäre der Frieden auf Erden schon bald zu erwarten. Aber Helga hielt fest an ihrem Glauben. „Er wird uns nicht verlassen", sagte sie, „Er, in dessen Schutz wir uns begeben haben."

„Aber Er kann wohl auch erwarten, daß wir ihm nicht alles allein überlassen", sagte Ref. Dann umarmte er Helga und sagte: „Ja, ihr Frauen habt viel Kummer mit uns Männern."

Ref sammelte allerlei Flüchtlinge um sich, verwegene Männer, fütterte sie durch den Winter und gedachte mit ihnen König Knut beizustehen, wenn er kommen würde, die Feinde aus dem Lande zu jagen. Dennoch mußte er gestehen, daß es wirklich so aussah, als ständen sie dort auf Refsnäs in einem besonderen Schutz. Der Schnee lag so tief wie selten in diesem Lande. Als das Frühjahr kam, waren die Wege lange ungangbar. Aber endlich brach das Meer auf, und jetzt bekam Ref plötzlich Nachricht, daß von Roeskilde zwei Schiffe ausgefahren seien, ihn und die Seinen zu suchen. Ref hatte Späher nach der Stadt gesandt. Alle, die zu König Knut hielten, halfen einander und gaben einander Nachricht über die Feinde. Ref erfuhr, daß König Olaf allenthalben nach ihm herumgefragt habe, und daß nun zwei seiner Schiffe unterwegs seien, ihn zu suchen. Ein Mann namens Erich führe sie. Der Knecht, den Ref nach Roeskilde gesandt, hatte sich unter das Schiffsvolk gemischt, und beinahe hätten sie ihn selber für die Fahrt angeworben. Er hatte nicht nein gesagt und so allerlei erfahren, wohin sie wollten und daß sie so viel Bescheid wüßten, daß Ref an der Küste im Nordwesten der Insel auf einem Hof sitze. Aber sie wußten nichts Genaueres, wo dieser Hof lag und wie er hieß. „Wir wollen ihn schon herausräuchern, diesen Fuchs. Da gibt es gute Beute", sagten sie.

Bei ihrer Abfahrt hielt sich der Knecht Refs in der Stadt verborgen und ritt dann eilig quer durch die Insel und brachte Ref die Nachricht. „Es wird nicht lange dauern", sagte er, „bis sie hier sind. Aber ich glaube, wir sind fast so viele wie sie selber. Wir brauchen nicht zu fliehen und können es mit ihnen aufnehmen."

„Darüber entscheide ja wohl ich", sagte Ref.

*

Erich, Granis Bruder, fuhr also mit zwei Schiffen an der Küste von Seeland entlang und suchte nach dem Hof, auf dem Ref wohnen sollte. Er bekam nirgends besondere Auskunft. Sie landeten bald in dieser, bald in jener Bucht, immer unverrichteter Dinge. Die Bewohner der Gehöfte flohen vor ihnen in die Wälder, oder sie stellten sich, als verständen sie die Sprache der Nordländer nicht. Es war von ihnen nichts über Ref zu erfahren. Trotzdem gab Erich das Suchen nicht auf und segelte immer weiter nach Westen an der Küste hin. Es war ihm nicht ganz wohl dabei, denn es hieß, daß die Dänen und vielleicht König Knut selber drüben in Jütland, im Limfjord, viele Schiffe zusammenbrächten. Es galt auf der Hut zu sein und sich nicht zu weit von den Schiffen König Olafs zu entfernen.

Eines Tages lag Erich mit seinen Schiffen in einem kleinen Hafen in einer waldreichen Bucht. Einige seiner Leute waren an Land gegangen, Wasser zu holen. Da kam vom Walde herab ein Mann, der auf zwei Krücken humpelte. Ganz geschickt schwang er sich zwischen den Krücken vorwärts, obgleich er ein alter Mann war, mit eisgrauem Bart und krummem Rücken. Er begrüßte die Fremden, und sie grüßten freundlich wieder, froh, jemanden zu treffen, der ihnen vielleicht Auskunft geben könnte. Erich selber ließ sich sogleich an Land fahren und fragte den Alten, der in seinem schäbigen Mantel bescheiden vor ihm stand: „Wo kommst du her? Wie heißt du? Und bist du hier aus dem Lande?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fläschchen Salzsäure wird gesucht

Eine wahre Geschichte, erzählt von Howard F. Gibson.

Saß da in Newyork ein biederer Elektriker, nannte sich Charlie Haggman. Der hatte eines schönen Tages von der Millionenstadt, ihrem Trubel und ihrer Arbeitslosigkeit — auf gut deutsch gesagt — die Nase gründlich voll: „Schleunigst fort von hier!"

Gesagt, getan. Jugendwo weiter dort hinten im Inneren des Landes sollte ein Nest liegen, wo noch Milch und Honig flossen. Also auf nach Williamstown! Das war sehr einfach zu bewerkstelligen, denn der brave Charlie besaß aus besseren Zeiten her einen Kraftwagen, und wenn man dem gut zusprach und nicht zuviel von ihm verlangte, lief er noch. Natürlich nicht zu weit auf einmal, und so wollte man Williamstown in kleinen Abschnitten erreichen.

Also kletterte alles in den Wagen: Vater, Mutter, Tochter und noch dazu ein Säugling von drei Monaten. Ade Newyork, wir haben dich nie geliebt!

Die Fahrt war wunderschön. Sie hatte nur einen kleinen Haken: Es zog ein wenig in der wackeligen Benzinkutsche, und der Säugling fing zu husten an. Nicht schlimm, aber doch gerade genug, so daß die Mutter einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als das Ziel der ersten Tagesfahrt erreicht war. In dem kleinen Nest hausten Freunde aus alter Zeit, und die hatten sich schon bereit erklärt, den Haggmans für eine Nacht Obdach zu gewähren. Dort wurde der Säugling nun warm eingewickelt, und bald ließ der Husten nach.

Frühzeitig sollte es am anderen Morgen weitergehen. Also verfügte man sich auch bald zu Bett. Da der Raum beschränkt war, sollte die Newyorkerin mit ihren Kindern und der Frau des Hauses in demselben Zimmer schlafen. Also unterhielten sich die Damen unvermeidlicherweise noch ein wenig, und dabei kam das Gespräch auch auf Babys bösen Husten: „Hoffentlich kommt er morgen nicht wieder!"

Die Freundin war gleich hilfsbereit: „Dagegen kann ich Ihnen ein Mittel mit auf den Weg geben. Einen Löffel voll davon, sobald es nötig wird, und der Husten hört gleich auf. Erinnern Sie mich morgen früh daran!"

Frau Haggman war recht dankbar. Aber gleichzeitig auch ein wenig ängstlich: „Wenn wir das nur nicht morgen vergessen! Wäre es nicht besser, heute abend noch die Flasche bereit zu stellen?" Die Freundin war kein Unmensch, stand also auf, ging in die Küche, kramte dort im Dunkeln in ihrem Schrank und kam zurück: „Ich stelle das Fläschchen hier auf den Nachttisch." Beruhigt schliefen beide Frauen ein. —

Am nächsten Morgen fuhr Familie Haggman fröhlich weiter. Vorsichtshalber faßte die Frau noch einmal nach der Handtasche. Ja, das Fläschchen mit den Hustentropfen war da. Nun mochte kommen, was wollte. „Auf Wiedersehen, vielen Dank, laßt es euch gut gehen!" Der Haggmansche Wagen verschwand hinter dem nächsten Hügel. —

Gegen Mittag nun suchte die freundliche Hustentropfenspenderin etwas in ihrem Küchenschrank. Wo war nur die Salzsäure? Gestern noch . . .

Ein entsetzter Schrei: Da standen noch die Hustentropfen, die sich seit fünf Stunden auf dem Wege nach Williamstown befinden sollten, und die Salzsäure war fort.

Der Polizeigewaltige dachte zuerst, eine Verrückte stürze zu ihm ins Amtszimmer. Aber als er die fürchterliche Geschichte hörte, warf er wie ein Feldherr seine sämtlichen Truppen ins Gefecht: „Zwei Mann auf Motorrädern hinter den Leuten her! Telephonisch alle Polizeistationen, alle Sheriffs, alle Bürgermeistereien verständigen. Rundfunk alarmieren, soll SOS-Rufe ausschicken."

Alles klappte wundervoll. In einer Stunde war der ganze Staat in Aufruhr. Eine Million Menschen wußte, daß eine Flasche Salzsäure steckbrieflich verfolgt würde. Tausend Mann zu Fuß, zu Pferd, auf Krafträdern, in Wagen und im Flugzeug waren auf der Suche nach ihr.

Doch man fand sie nicht. Und das hatte seinen guten Grund. Denn weil der Frühlingstag so wunderschön war, hatten sich die Haggmans ein Plätzchen abseits der großen Straße im Walde ausgesucht, wo sie ein paar Stunden ruhen wollten. Sie hatten es ja gar nicht eilig. Und weil der Säugling ein wenig hustete, so gab ihm die Mutter rasch einen Löffel voll aus der Flasche. Sie wollte gerade wieder den Kork aufstecken, da stieß der Säugling ihr mit dem Fuß die Flasche aus der Hand. „Klack", sagte das Ding, zerbrach und ergoß seinen Inhalt ins Gras.

Es war schon beinahe Abend, als die Haggmans aus ihrem lauschigen Winkel wieder aufbrachen und der großen Straße zustrebten. Und da fiel es über sie her wie eine Horde Wilder. Ein paar Schutzleute rasten heran: „Da sind sie! Wo ist die Flasche?"

Es dauerte ein wenig, bis die Haggmans wußten, was die Leute wollten: „Die Flasche zerbrochen? Das Kind hat davon getrunken? Es war Gift!"

Die Mutter fiel in Ohnmacht. Der Säugling schrie. Die Tochter brüllte. Der Vater raste hinter den Schutzleuten her ins nächste Krankenhaus.

Der Arzt krauste die Stirn: „Salzsäure? Kaum an Rettung zu denken! Aber warum schreit das Kind nicht mehr? Merkwürdig!"

Die Antwort kam sofort. Eine Krankenschwester brachte sie: „Im Rundfunk wird bekannt gegeben: Salzsäureflasche gefunden. Stand neben Hustentropfen noch im Küchenschrank. In der verkehrten Flasche war nur destilliertes Wasser."

Da in Amerika alle Begebenheiten sofort statistisch verwertet werden, so hat ein fleißiger Mann berechnet, daß die Geschichte mit der Hustentropfenflasche, die keine Salzsäure enthielt, den Staat Newyork 9781 Dollars und 47 Cents gekostet hat.

Der Tote verlangt seinen Anteil

Skizze von Erik H. Rasmussen.

Die Tür der Zelle hatte sich hinter dem jungen Rechtsanwalt geschlossen, und dieser befand sich jetzt mit seinem Mandanten allein in dem engen Raum.

„Ihre Sache steht nicht gut, Sotter", meinte er nach kurzer Begrüßung. „So, wie das Ergebnis der Untersuchung im Augenblick liegt, werden Sie und Ihre beiden Kumpane unweigerlich wegen des Mordes verurteilt. Auch wenn Sie alle drei noch so fest behaupten, daß Brammer, der Führer Ihrer Bande, der eigentliche Täter sei. Aber er ist zu Ihrem Unglück entkommen und noch nicht gefaßt. Hätte man ihn, so würde er Sie durch sein Geständnis vielleicht entlasten."

„Auch wenn man ihn hätte, würde es nichts nützen", entgegnete leise der Häftling.

„Wie meinen Sie das? Würde er nicht Sie zu retten versuchen?"

„Das schon — wenn er könnte. Aber da machen Sie sich nur keine Hoffnungen, Herr Rechtsanwalt. Brammer wird mich nicht retten. Er sitzt — im Irrenhaus. Was wollen Sie schon mit einem Menschen anfangen, der den ganzen Tag tobt und schreit, der jeden, der sich ihm nähert, wütend anfällt, kurz, der unheilbar tobsüchtig ist?"

„Irrsinnig also", meinte nachdenklich der Anwalt. „Hat ihn vielleicht die Reue . . .?"

„Nein, die Reue gerade nicht. Aber warten Sie, ich werde Ihnen die Geschichte mal erzählen. Sie wissen ja, bei unserem letzten großen Raubzug hätte man uns beinahe geschnappt. Brammer hatte gerade den uns überraschenden Schutzmann durch einen Messerstich kalt gemacht, als eine größere Streife dazu kam. Wir ergriffen Hals über Kopf die Flucht, ein halbes Dutzend Polizisten verfolgte uns, die ihre Pistolen auf uns leer schossen. Einer von uns, Cruschmann, erhielt eine Kugel und sank stöhnend zu Boden. Wir packten ihn und schleppten ihn, damit er den Verfolgern nicht in die Hände falle und uns verriete, bis zu dem auf uns wartenden Auto. Eine Stunde später glaubten wir uns im Hinterzimmer der kleinen Kneipe, wo man uns später verhaftete, in Sicherheit.

Schon unterwegs war Cruschmann gestorben. Wir legten ihn in eine Ecke des Zimmers und machten uns dann an die Verteilung der Beute. Wie gewöhnlich beanspruchte Brammer den Löwenanteil. Auf meinen Einspruch erhielt ich von ihm einen Kinnhaken, der mich fast betäubte. Da